

Suhrkamp

Marguerite  
Duras  
Liebe

suhrkamp taschenbuch 2619

»*Liebe* heißt dieser 1971 in Frankreich zum ersten Mal veröffentlichte Band von Marguerite Duras. Und erzählt wird darin eine langsame, eine bedächtige Geschichte: ein paar Tage im Leben von drei Menschen, die sich eigentümlich ruhig und suchend zugleich am Meer bewegen. Zwei Männer und eine Frau . . . Eine Frau und zwei Männer: eine Dreiecksgeschichte besonderer Art. Marguerite Duras erzählt von der Liebe, indem sie ihre Figuren genau beschreibt. Irgendwann gab es Entscheidungen, gab es ordentliche Verhältnisse, ein großes Unglück, aber jetzt zählt all das nicht mehr, statt dessen gibt es nun die Suche nach der Einsamkeit, die nichts mehr fordert. Und allein von ihr spricht dieser Text, der uns sehnsuchtsvoll einhüllt in die Wehmut der liebes-schmerzlichen Empfindungen.« *Manuela Reichart, Radio Bremen*

»Auf ein Minimum an Sprache setzt Duras ein Maximum an Leben. Ein fantastisches Buch zum fundamentalsten Ereignis unserer menschlichen Existenz: einfach und grandios!« *Münchener Buch-Magazin*

Marguerite Duras  
Liebe

Aus dem Französischen von  
Barbara Henninges

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *L'Amour*

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

suhrkamp taschenbuch 2619

© Éditions Gallimard, 1971

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39119-8

Liebe



Ein Mann.

Er steht, er schaut: auf den Strand, aufs Meer.

Es ist Ebbe, die See ist ruhig, die Jahreszeit unbestimmt, die Zeit vergeht langsam.

Der Mann steht auf einem Steg aus Holzplanken, der über den Sand gelegt ist.

Er ist dunkel gekleidet. Sein Gesicht ist deutlich.

Seine Augen sind hell.

Er bewegt sich nicht. Er schaut.

Das Meer, der Strand, darauf Lachen, vereinzelte stille Wasserflächen.

Zwischen dem Mann, der schaut, und dem Meer, dicht am Rand des Meers, weit weg, geht jemand.

Ein anderer Mann. Er ist dunkel gekleidet. Sein Gesicht ist aus dieser Entfernung undeutlich. Er geht, auf und ab, auf und wieder ab, eine ziemlich lange Strecke, immer gleich weit.

Irgendwo am Strand, rechts von dem der schaut, ein Aufleuchten: eine Lache leert sich, eine Quelle, ein Strom, Ströme speisen unermüdlich den Salzschlund.

Links eine Frau mit geschlossenen Augen. Sitzend.

Der Mann, der geht, schaut nicht, auf nichts, außer auf den Sand vor ihm. Sein Gang ist stetig, gleichmäßig, fern.

Mit der Frau, die die Augen geschlossen hält, schließt sich das Dreieck. Sie sitzt an eine Mauer gelehnt, die den Strand zum Ende, zur Stadt hin, abgrenzt.



Der Mann der schaut, befindet sich zwischen dieser Frau und dem Mann, der am Rand des Meers auf und ab geht.

Durch das fortwährende Auf und Ab des Mannes, das mit gleichbleibender Langsamkeit geschieht, verformt sich das Dreieck, formt sich von neuem, ohne je zu zerbrechen.

Dieser Mann hat den gleichmäßigen Schritt eines Gefangenen.

Der Tag neigt sich.

Das Meer, der Himmel erfüllen den Raum. In der Ferne ist das Meer schon oxydiert vom düsteren Licht, wie der Himmel.

Drei, sie sind zu dritt im düsteren Licht, im Netz der Langsamkeit.

Der Mann geht noch immer, auf und ab, vor dem Meer, dem Himmel, aber der Mann, der schaute, hat sich bewegt.

Die gleichmäßige Verschiebung des Dreiecks in sich selbst nimmt ein Ende:

Er bewegt sich.

Er beginnt zu gehen.

Jemand geht, in der Nähe.

Der Mann, der schaute, bewegt sich zwischen der Frau mit den geschlossenen Augen und dem anderen, Entfernten, demjenigen, der auf und ab geht wie ein

Gefangener. Man hört das Hämmern seines Schritts auf dem Holzsteg, der am Meer entlangführt. Dieser Schritt hier ist ungleichmäßig, unsicher.

Das Dreieck löst sich auf, wird aufgehoben. Nun hat es sich aufgelöst: Kein Zweifel, der Mann ist auf dem Weg, man sieht ihn, man hört ihn.

Man hört: Der Schritt verzögert sich. Der Mann muß die Frau mit den geschlossenen Augen anschauen, die auf seinem Weg sitzt.

Ja, der Schritt hält inne. Er schaut sie an.

Der Mann, der am Meer entlanggeht, und nur er, behält seine anfängliche Bewegung bei. Er geht noch immer seinen endlosen Gefangenengang.

Die Frau wird angeschaut.

Sie hat die Beine ausgestreckt. Sie sitzt im düsteren Licht, in die Mauer gegossen. Mit geschlossenen Augen.

Spürt nicht, daß sie gesehen wird. Weiß nicht, daß sie angeschaut wird.

Den Blick aufs Meer gerichtet. Mit weißem Gesicht. Die Hände halb im Sand vergraben, reglos wie der übrige Körper. Verhalten, entrückt. In der Fluchtbewegung aufgehalten. Seiner nicht gewahr, ihrer selbst nicht gewahr.

Der Schritt setzt wieder ein.

Ungleichmäßig, unsicher, setzt er wieder ein.

Setzt wieder aus.

Setzt erneut ein.

Der Mann, der schaute, ist vorübergegangen. Sein Schritt ist immer weniger zu hören. Man sieht ihn, er geht auf einen Deich zu, der von der Frau ebenso weit entfernt ist wie der am Strand Gehende. Jenseits des Deichs eine andere Stadt, weit jenseits, unerreichbar, eine andere Stadt, eine blaue Stadt, die sich nach und nach elektrische Lichter aufsteckt. Dann mehr Städte und noch mehr: ein und dieselbe.

Er ist beim Deich angekommen. Er ist nicht darüber hinausgegangen.

Er bleibt stehen. Dann setzt auch er sich.

Er hat sich mit dem Gesicht zum Meer auf den Sand gesetzt. Er hört auf, irgend etwas anzuschauen, den Strand, das Meer, den Mann, der geht, die Frau mit den geschlossenen Augen.

Einen Augenblick lang schaut niemand, wird niemand gesehen:

Weder der irrsinnige Gefangene, der noch immer am Meer entlanggeht, noch die Frau mit den geschlossenen Augen, noch der sitzende Mann.

Einen Augenblick lang hört niemand, lauscht niemand.

Und dann plötzlich ein Schrei:

der Mann, der schaute, schließt seinerseits die Augen, in einer plötzlichen Anwandlung, die ihn überwältigt, bäumt er sich auf, reißt er das Gesicht zum Himmel empor, sein Gesicht verzerrt sich, und er schreit.

Ein Schrei. Beim Deich hat jemand geschrien.  
Der Schrei ist ausgestoßen worden, und man hat ihn überall vernommen, im erfüllten wie im leeren Raum. Er hat das düstere Licht, die Langsamkeit zerissen. Noch immer hämmern die Schritte des Mannes, der auf und ab geht, er ist nicht stehengeblieben, nicht langsamer geworden, aber sie, sie hat den Arm leicht angehoben, in einer kindlichen Geste, hat ihn über die Augen gedeckt, sekundenlang so verharrend, und er, der Gefangene, er hat diese Geste wahrgenommen: er hat den Kopf in die Richtung der Frau gedreht.

Der Arm ist wieder herabgesunken.  
Die Geschichte. Sie beginnt. Sie hat vor dem Auf und Ab am Meer, vor dem Schrei, vor der Geste, der Bewegung des Meers, der Bewegung des Lichts begonnen.

Jetzt aber wird sie sichtbar. Selbst auf dem Sand setzt sie sich schon fest, auf dem Meer.

Der Mann, der schaute, kehrt zurück.

Erneut hört man seinen Schritt, man sieht ihn, er kehrt aus der Richtung des Deichs zurück. Sein Schritt ist langsam. Sein Blick irrt umher.

Je näher er dem Holzsteg kommt, desto lauter wird der Lärm, der Lärm der Schreie, der Hungerschreie. Es sind die Möwen. Sie sind da, sie waren da, rings um den Mann, der geht.

Da hört man erneut den Schritt des Mannes, der schaute.

Er kommt vor der Frau an. Er gelangt in ihre Nähe. Er bleibt stehen. Er schaut sie an.

Wir wollen diesen Mann künftig – sollte es sich als notwendig erweisen – den Reisenden nennen, wegen der Langsamkeit seines Gangs, des umherirrenden Blicks.

Sie öffnet die Augen. Sie erblickt ihn, sie schaut ihn an.

Er nähert sich ihr. Er bleibt stehen. Er hat sie erreicht.

Er fragt:

»Was tun Sie hier, es wird bald Nacht.«

Sie antwortet sehr klar:

»Ich schaue.«

Sie deutet aufs Meer, auf den Strand, die blaue Stadt, die weiße Hauptstadt jenseits des Strands, auf die Gesamtheit.

Er dreht sich um. Der Mann, der am Meer entlanggeht, ist verschwunden.

Er macht noch einen Schritt, er lehnt sich an die Mauer.

Er ist da, neben ihr.

Das Licht verändert seine Intensität, es ändert sich.

Es hellt auf, es verfärbt sich, ändert sich. Er sagt:  
»Das Licht ändert sich.«

Sie wendet sich zu ihm, kaum merklich, sie spricht. Ihre Stimme ist klar, von erschreckend gleichbleibender Sanftheit.

»Haben Sie gehört, jemand hat geschrien.«

Der Tonfall verlangt nicht nach einer Antwort. Er antwortet.

»Ich habe es gehört.«

Sie wendet sich wieder zum Meer.

»Sie sind heute vormittag angekommen.«

»So ist es.«

Die Worte zeichnen sich sehr klar ab. Sie deutet auf den Raum ringsum, sie erklärt:

»Das hier ist S. Thala, bis hinüber zum Fluß.«

Sie schweigt.

Das Licht verändert sich noch mehr.

Er hebt den Kopf, schaut auf das, worauf sie soeben gedeutet hat: Er sieht, daß von weit her, von S. Thala, aus südlicher Richtung, der Gehende zurückkehrt, er schreitet inmitten der Möwen einher, er kommt.

Sein Fortschreiten geschieht gleichmäßig.

Wie die Veränderung des Lichts.

Zwischenfall.

Wieder das Licht: Es ist das Licht. Es ändert sich, und dann ändert es sich plötzlich nicht mehr. Es nimmt zu, leuchtet auf, dann bleibt es so, leuchtend, gleich hell. Der Reisende sagt:

»Das Licht.«

Sie schaut.

Der Gehende hat den Punkt seines Wegs erreicht, an dem er zuvor stehenblieb. Er bleibt stehen. Er dreht sich um, er sieht, auch er schaut, er wartet, er schaut wieder, er geht weiter, er kommt näher.

Er kommt.

Man hört nichts von seinem Schritt.

Er kommt an. Gegenüber von dem, der an der Mauer steht, vom Reisenden, bleibt er stehen. Seine Augen sind blau, von bestürzender Transparenz. Sein Blick ist vollkommen entrückt. Er spricht mit kräftiger Stimme, er deutet ringsumher, auf alles. Er sagt:

»Was geht vor sich?«

Er fügt hinzu:

»Das Licht steht still.«

Sein Tonfall drückt eine unbändige Hoffnung aus.

Stillstehendes Licht, leuchtend hell.

Sie schauen ringsumher in das stillstehende, leuchtend helle Licht. Der Reisende spricht als erster:

»Es wird wieder seinen Lauf nehmen.«

»Glauben Sie?«

»Ich glaube ja.«

Sie schweigt.

Er nähert sich dem an der Mauer lehrenden Reisenden. Der blaue Blick ist von verschlingender Starre. Er macht eine Handbewegung, er deutet auf das, was hinter der Mauer liegt.

»Sie wohnen in diesem Hotel dort?«

»Ja, so ist es« – er fügt hinzu – »ich bin heute vormittag angekommen.«

Sie schweigt, sie schaut noch immer ins stillstehende Licht. Er wendet die Augen vom Reisenden ab, er entdeckt erneut den Stillstand des Lichts.

»Irgend etwas wird geschehen, das ist doch nicht möglich.«

Stille: Mit dem Licht ist auch das Geräusch zum Stillstand gekommen, das Geräusch des Meers.

Der blaue Blick kehrt zurück, er richtet sich eindringlich auf den Reisenden.

»Sie kommen nicht zum ersten Mal nach S. Thala.«

Der Reisende versucht zu antworten, mehrmals öffnet er den Mund, um zu antworten.

»Eigentlich ...« – er hält inne –

Seine Stimme ist ohne Echo. Die Reglosigkeit der Luft gleicht derjenigen des Lichts.

Er versucht noch immer zu antworten.

Sie erwarten keine Antwort.

In seiner Sprachlosigkeit hebt der Reisende die Hand und deutet ringsumher, auf den Raum. Als er die Handbewegung vollführt hat, gelingt es ihm, mit der Antwort fortzufahren.

»Eigentlich ...« – er hält inne – »ich erinnere mich ... richtig ... ich erinnere mich ...«

Er hält inne.

Die Stimme mit dem leuchtenden Klang erhebt sich zu ihm, sie trägt ihm die Antwort zu, sie ist von blendender Klarheit.

»Woran?«

Eine unwillkürliche organische Regung von sehr



großer Heftigkeit raubt ihm die Stimme. Tonlos antwortet er:

»An alles, an das Ganze.«

Er hat geantwortet:

die Bewegung des Lichts setzt wieder ein, das Geräusch des Meers beginnt erneut, der blaue Blick des Gehenden zieht sich zurück.

Der Mann, der geht, deutet auf die Gesamtheit ringsum, aufs Meer, auf den Strand, die blaue Stadt, die weiße Hauptstadt, er sagt:

»Das hier ist S. Thala, bis hinüber zum Fluß.«

Seine Bewegung stockt. Dann setzt seine Bewegung wieder ein, er deutet erneut, aber, wie es scheint, präziser, auf die Gesamtheit, das Meer, den Strand, die blaue Stadt, die weiße, dann andere, und noch andere: ein und dieselbe, er fügt hinzu:

»Auch hinter dem Fluß ist S. Thala.«

Er geht.

Sie steht auf, sie folgt ihm. Ihre ersten Schritte sind taumelnd, sehr langsam. Dann werden sie gleichmäßiger.

Sie geht. Sie folgt ihm.

Sie entfernen sich.

Sie umgehen S. Thala, wie es scheint, sie dringen nicht ins Dickicht ein.

Es ist Nacht.

Nacht.

Der Strand, das Meer liegen in der Nacht.

Ein Hund läuft vorbei, er bewegt sich auf den Deich zu.

Niemand geht auf dem Plankensteg, aber auf den Bänken längs des Stegs sitzen Einwohner. Sie ruhen aus. Sie schweigen. Sie sind voneinander getrennt. Sie sprechen nicht miteinander.

Der Reisende kommt vorbei. Er geht langsam, er geht in die Richtung, in die der Hund gelaufen ist. Er bleibt stehen. Er kommt zurück. Es ist, als gehe er spazieren. Er geht wieder weg.

Man sieht sein Gesicht nicht mehr.

Die See ist glatt. Es weht kein Wind.

Der Reisende kehrt wieder. Der Hund kehrt nie mehr wieder. Das Wasser beginnt wieder zu steigen, wie es scheint. Man hört das Meer näher kommen. Von der Flußmündung her ertönt ein dumpfer Aufprall. Der Himmel ist sehr düster.

Noch immer Nacht.

Der Reisende sitzt in einem Zimmer, mit dem Gesicht zum offenen Fenster. Er wird von einem Feld aus elektrischem Licht erfaßt. Was jenseits des Fensters, auf der anderen Seite des Hotels ist, sieht man nicht.

Nacht draußen.

Was man hört, ist nicht das Meer. Das Fenster des Zimmers geht nicht aufs Meer. Es ist ein ununterbrochenes Nagen, sehr dumpf, von grenzenloser Ausdehnung.

Der Mann nimmt ein Blatt Papier, er schreibt: S.  
Thala S. Thala S. Thala

Er hält inne. Es ist, als zögere er zwischen den geschriebenen Worten.

Er setzt erneut an. Langsam, mit Bestimmtheit, schreibt er: S. Thala, den 14. September.

Er unterstreicht das erste Wort. Dann schreibt er noch:  
»Kommen Sie nicht mehr, es ist nicht mehr der Mühe wert.«

Er schiebt den Brief von sich weg, er steht auf.

Er macht einige Schritte im Zimmer.

Er streckt sich auf seinem Bett aus.

Es ist der Reisende, der Mann aus dem Hotel.

Er liegt ausgestreckt auf seinem Bett, in demselben Feld aus elektrischem Licht, er dreht sich zur Wand, man sieht sein Gesicht nicht mehr.

In der Ferne durchqueren Sirenen von Polizeiautos das nagende Dickicht, die schwarze Materie.

Dann hört man nur noch das Nagen in der schwarzen Materie.

Tag.

Der Mann geht wieder am Rand des Meers.

Sie ist wieder da, an die Mauer gelehnt.

Das Licht ist sehr hell. Sie rührt sich nicht, ihre Lippen sind zusammengepreßt. Sie ist blaß.

Am Strand herrscht etwas Leben.

Beim Näherkommen des Reisenden zeigt sie keine Regung.

Er geht auf die Mauer zu, er setzt sich neben sie. Er schaut an, was sie anscheinend zu sehen vermeiden will: das Meer, das Übelkeit erregende Wogen, die Möwen, die kreischen und den Körper des Sandes in sich hineinschlingen, das Blut. Sie sagt langsam:

»Ich erwarte ein Kind, mir ist übel.«

»Schauen Sie nicht hin, schauen Sie zu mir her.«

Sie wendet sich zu ihm.

Der Mann drüben bleibt stehen, inmitten der Möwen. Bewegt sich dann wieder weiter, geht auf den Deich zu. Sie fragt:

»Es ist lange her, daß Sie hier waren.«

»Ja.«

Sie sitzt, das Gesicht zum Sand geneigt. Er schaut zum Deich, dem sich Entfernenden nach.

»Wer ist das?«

Sie antwortet mit leichter Verzögerung:

»Er gibt auf uns acht« – sie wiederholt – »er gibt auf uns acht, er bringt uns zurück.«

Er schaut ihm lange nach.

»Diese ewig gleiche Strecke ... Dieser gleichmäßige Gang ... man könnte meinen ...«

Sie deutet an: nein.

»Nein, das ist die Gangart der Leute« – sie wiederholt – »das ist die Gangart hier, in S. Thala.«

Sie warten.

Auf dem Meer, noch immer, das Wogen, das Fieber.

»Haben Sie versucht, sich zu übergeben?«